

Jungen brauchen Männer!

Jungen identifizieren sich mit ihrem Vater, um eine eigene männliche Identität auszubilden. Doch was ist, wenn er fehlt? **VON HANS HOPF**



Ein psychisch präsenter Vater ist wichtig, denn der Junge neigt zu einem rücksichtsloseren und fordernderen Spiel. Väter fördern bereits in den ersten Lebensjahren die Eroberungsfreude des Jungen. Der Sohn identifiziert sich mit ihm und findet auch auf diese Weise zu einer eigenen männlichen Identität. **Foto: Imago Images**

In den vergangenen Jahrzehnten ist es zu gravierenden Veränderungen innerhalb der Gesellschaft gekommen. Der Psychoanalytiker Mertens stellt die Frage, ob sich in den vergangenen 20-30 Jahren viele festgefugte Vorstellungen über Zweigeschlechtlichkeit, Sexualität, Normalität und Abweichung in einem Strudel von Fragen aufgelöst haben (Mertens, 2016, S. 176). Offenkundig haben diese Verwerfungen den Jungen nicht nur gut getan. Sie haben mittlerweile ein großes Image-Problem, gelten als Bildungsverlierer und als „schwieriges Geschlecht“. Die Bundespsychotherapeutenkammer hat bereits eine Tagung mit dem Titel: „Diagnose Junge! Pathologisierung eines Geschlechts?“ veranstaltet. Zeigen Jungen wirklich mehr Probleme als die Mädchen? Oder fallen sie nur deswegen mehr auf, weil sie aufgrund ihrer Eigenschaften Sand ins soziale Getriebe tragen können?

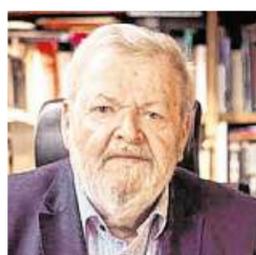
Jungen lieben das Risiko, die Angstlust und das Abenteuer. Sie haben Freude an Entdeckungen. Schon in früher Kindheit begeistern sie sich für Schatzsuche und ferne Welten. Von klein an sind Jungen von technischem Spielzeug begeistert, von Autos, Baggern und Traktoren. Jungen sind Konstrukteure, Tüftler und Erfinder. Während des zweiten und dritten Lebensjahres lernen Jungen sich durchzusetzen. Sie rivalisieren, konkurrieren und entwickeln Ehrgeiz. Jungen lieben die Bewegung mit dem ganzen Körper, sie sind aggressiver und kämpferischer als Mädchen. Sie tragen ihre Konflikte in die Außenwelten, Gefühle, Motivationen, Handeln werden

ständig nach draußen verlagert. Fachlich wird ein solches Geschehen auch Externalisieren genannt. Mit allen jenen Eigenschaften können Jungen gleichzeitig zur Last fallen und bei entsprechend störenden Konflikten können sich soziale Störungen entwickeln.

Mit ihrem für Frauen befremdlichem Verhalten, so ist zu vermuten, können Jungen von Anfang an vermutlich auch andere unbewusste Fantasien bei ihren Müttern auslösen, als es die Mädchen tun. Sie können ihren Müttern wegen ihrer Andersartigkeit zwar attraktiv und faszinierend, jedoch auch fremd und bedrohlich erscheinen. Das Mädchen hingegen ist der Mutter vertraut. Wie deutlich sich das kundtut, hängt von den lebensgeschichtlichen Erfahrungen einer Mutter ab, wie sie ihren Vater und seine Männlichkeit erlebt hat. Hat er die Tochter kaum aufgewertet, war er wenig spürbar oder war er übergriffig? Dies hatte Folgen für die gesamte Persönlichkeitsentwicklung der Mutter und ihre Identität als Frau.

Das Kriminologische Institut Niedersachsen hat Befragungen von über tausend Müttern über ihre Beziehung zu Töchtern und Söhnen durchgeführt. Die Unterschiede waren auffallend. Beispielsweise fühlten sich die Mütter der Jungen signifikant häufiger am Ende ihrer Kräfte als die Mütter der Mädchen, bei Müttern der unteren Schichten war das noch nachdrücklicher. Töchter wurden als fröhlicher empfunden als Jungen und bereiteten der Mutter mehr Freude. Mit Heranwachsen des Kindes verstärkten sich diese Unterschiede noch (Möfke et al.; 2014).

„Jungen lieben das Risiko, ... Sie haben Freude an Entdeckungen. Schon in früher Kindheit begeistern sie sich für Schatzsuche und ferne Welten ... Sie rivalisieren, konkurrieren und entwickeln Ehrgeiz. Jungen lieben die Bewegung mit dem ganzen Körper, sie sind aggressiver und kämpferischer als Mädchen.“



Hans Heinz Hopf, Dr. rer. biol. hum., ist analytischer Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeut, Dozent, Supervisor. **Foto: privat**

Ausgleich schafft hier ein psychisch präsenter Vater. Sein Spiel ist rücksichtsloser und fordernder. Väter als Dritte fördern schon in den ersten Lebensjahren die Eroberungsfreude des kleinen Jungen. Der Sohn identifiziert sich mit ihm und findet auch auf diese Weise zu einer eigenen männlichen Identität. Doch was ist, wenn er fehlt?

Es hat sich inzwischen fast zur Normalität entwickelt, dass Kinder nach einem Jahr in eine Kindertagesstätte kommen, was vor allem für die Jungen viele neue Probleme schafft. Männer sind hier extrem unterrepräsentiert. Im Text vorher (van Lier) wurde erwähnt, dass in Krippen und in Kindergärten 95 Prozent Erzieherinnen, in Grundschulen 92 Prozent sind. Diese ertragen das phallische Spiel der Jungen mit Spielzeugwaffen und Bandenbildung nur schwer und verbannen die Jungen gerne in die Puppenecke. Hier kommt es zu einem weiteren pädagogischen Irrtum: Es wird davon ausgegangen, dass Jungen friedlicher würden, wenn sie sich mit dem Spielzeug von Mädchen befassen und aggressiver, wenn sie mit Waffen spielten. Die Wahrheit ist: Wenn Kinder mit Waffen spielen, so führt das keineswegs zur Entstehung von Gewalt. Spielen hilft Aggressionen zu verstehen und besser zu bewältigen (Hopf, 2019, S. 216).

Die Neigung zum Spielen ist ein Ergebnis von angeborenen und sozialen Faktoren. Über sein Spielen erobert ein Kind die Welt. Im Spiel eröffnet sich ein gemeinsamer Raum für Wahrnehmungen der Wirklichkeit und der Fantasie, bis es dem Kind etwa ab dem vierten Lebensjahr möglich ist, symbolisch zu

denken. Die geschlechterspezifischen Vorlieben in Bezug auf Spielsachen sind deutlich und für Mädchen und Jungen ungefähr gleich groß. Es kann davon ausgegangen werden, dass die unterschiedlichen Vorlieben von Mädchen und Jungen für Spielzeug angeboren sind und von Eltern und Erzieherinnen, denen das missfällt, kaum beeinflusst werden können.

Jungen brauchen Väter, Männer. An der Universität Innsbruck wurde untersucht, wie Jungen in Kitas auf männliche Pädagogen reagieren. Sie gehen Männer als Pädagogen anders an und vermuten dort wildere Aktivitäten. Weibliche Kolleginnen bestätigen, dass Männer längere Leine ließen, risikofreudiger mit bestimmten Spiel- oder Experimentiersituationen umgehen und einen größeren impulsiveren Bewegungsradius bewirkten (Aigner, 2018, S. 103).

Vierzig Studien weisen das Folgende nach: Sichere Bindungsbeziehungen der Erzieher/innen zu den Mädchen traten weltweit häufiger als zu den Jungen der gleichen Kindergruppe auf. Die Bindungsforscherin Ahnert (2009) formuliert das wie folgt: „Leider sind die späteren Erzieher(innen)-Kind-Bindungen auch hochgradig geschlechtsabhängig und zwar in einer Weise, die den Jungen eine geringere Chance als den Mädchen einräumt, sichere Bindungsbeziehungen zu ihren Erzieherinnen zu entwickeln“ (S. 90). Hauptursache hierfür ist, dass sich bereits Kleinkinder an Verhaltensweisen ihres Geschlechts orientieren und ihr eigenes Verhalten danach ausrichten.